

Nebraska Staats-Anzeiger und Herald.

Jahrgang 31.

Grand Island, Nebr., 23. April 1911 Zweiter (Theil.)

Nummer 37.

Jugendglück.

Jung sein, o Kind, welch reiches Glück!
Dir liegt die Welt im Sonnenschein;
Dein Auge strahlt den Glanz zurück
Es strahlt in jedes Herz hinein.

Dein Frohsinn ist es, glaube mir,
Der Dir so schnell die Herzen wirbt;
Drum sorg', daß auf den Lippen Dir
Das frohe Lächeln nie erstirbt.

Drum Sorge, daß so froh und frei
Dein Blick uns stets entgegenlacht;
Was immer Dein Geschick auch sei,
Du bist es selbst, die glücklich macht.

Zerstore nie mit rauher Hand
In Dir den jugendfrohen Sinn,
Dann bleibt die Welt Dein Zauber-
land
Und Du — Du bist die Herrin darin!

Aus Büchchens Tagebuch.

Stizze von Frieda von Flottwell.

„Hm,“ machte Frau Pape, als sie heute Morgen in meinen Wagen schaute, „heute ist er nun ja aus dem dummen Vierteljahr heraus!“ Das wundert mich und ich wachte mich ab. Dann wollte sie noch „fiets“ bei mir machen, aber da habe ich fürchterlich angefangen zu brüllen. „Ei, tei, tei, tei,“ koste sie und drückte mir die Nase breit, „mein Engelsen, mein Zuderchen, wo bist Du denn?“ Na, ich lag in meinem Wagen das konnte sie doch sehen; ich glaube, Erwachsene stellen oft recht dumme Fragen.

Und Frau Pape ist erwachsen; sie ist unsere Waischfrau, hat einen präziösen Scheitel, viele Schruppeln im Gesicht, gemüthliche Augen und einen großen Handford. Wenn man pfeift, kommt sie angelaufen, und dann ist es jedes Mal Mittags-, Kaffee- oder Abendbrotzeit. Aber das dumme Vierteljahr hat mich verdorren. Wehhalb die großen Leute nur immer vom dummen Vierteljahr reden? Ich wußte doch schon genau nach acht Tagen, wann meine Mahlzeiten waren, darin war ich sogar tonangebend. Dann kannte ich nach vierzehn Tagen das blau-weiß gestreifte Kleid meiner Wärterin und wußte genau, wann ich bei Mütterchen in die Bettel lag. Je älter ich werde, desto klüger werde ich natürlich auch, und heute sehe und höre ich schon alles. Nun manchmal passierte es mir noch, daß der blanke Griff an der steifen Hängelampe oder die blinde alte Theelampe meine Augen zu sehr festhielten; da höre ich dann, wie man mich ruft: „Büchchen, Büchchen,“ dringt es wie aus weiter Ferne zu mir. Ich wende meinen Kopf zur Seite, ganz wenig; ich will ihn noch weiter drehen, aber das geht nicht, die alte Kanne blinkt mir immer mehr zu und hält meine Augen ganz fest, und ich muß immer und immer hineinblicken, bis man mir die Augen zubält.

Mußt hab ich sehr gern. Am liebsten höre ich, wenn Mütterchen das Lied vom kleinen Negerbub singt, der sehr schwarz ist und viele Loden hat. „So lu la lu la lei“ singt Mütterchen und dann wiegt sie mich hin und her; und hin und her, das macht mein Baby - Herz ganz fröhlich, und ich fange an mitzusingen. Manchmal hole ich dann tief Athem, aber dann singe ich plötzlich so laut, daß ich ganz erschreckt innehalte; da lächelt Mütterchen und nickt und wiegt weiter. Den hohen Tönen lausche ich sehr gern, die sind gerade wie helle Farben mit dunklen Punkten oder Streifen; die schaue ich ebenfalls so gern an.

Aber Mütterchen kann auch singen: „Bü-üben muß ta-angen, eins zwei, drei vier! Eins, zwei, drei“ und dann geht es richtig vorwärts im Volksschritt am Schrank vorbei, am Sopha entlang, beinahe gegen den Ofenschirm, so daß mir himmelanflutend wird. Ich glaube, Mütterchen ist immer eilig und find sehr selten sanft; ein Baby in den Wagen legen, nennen sie „verstaunen“, aber das Verstaunen ist mir unympathisch.

Jedoch sehr leicht scheint dies Leben nicht zu sein, ich habe schon viele Enttäuschungen gehabt; ob es dem schwarzen Negerbubchen wohl auch so geht? Oft, wenn ich im Bettchen liege und sehr müde bin, meine Nase in das Kissen verdeckt habe und 30 Grad Wärme entwickele, entblättert man mich plötzlich wieder und taucht mich in ein Schwimmbassin von 27 Grad Wärme, was ich absolut nicht leiden kann. Oder ich habe einen großen Appetit auf Milch und lasse mir dies

merken, meine Flasche erscheint. Erwartungsvoll sperre ich den Mund auf, ein kräftiger Zug — da — man hat mir Grühe unter die Milch gemischt. Empört lasse ich den Sauger fahren, so daß sich sein Inhalt zunächst auf meiner Nase, dann weiter auf dem Schürzenlapp der Wärterin deponiert, und dann brülle ich entsetzlich laut, was ich überhaupt bei allen dergleichen Gelegenheiten thue, da ich es für zweckentsprechend erachte und meistens meinen Willen dadurch erreiche.

Wehhalb es nur so viele Tanten in dieser Welt giebt? Sie sind so vollgepumpt von guten Rathschlägen, pumpten mich am liebsten bei jeder Gelegenheit voll Kamillenthee oder machen einen Leibumschlag. Sie kommen und schauen in meinen Wagen und dann sagen sie: „Ach, wie süß! Gott, wie reizend!“ und weden mich aus meinem Schlummer. Ich sehe mich verschlafen um, aber ich gewahre nur einen großen, großen Kopf, und dann schaue ich hin, immerzu hin bis endlich zwei Augen aus dem Gesicht hervortreten, aber die sind fremd, Mütterchen sind draun. Ich drehe mich wieder um, ich bin noch müde und dann ist mir so traurig zu Muthe, daß ich bitterlich weinen muß.

Ab und zu besuche ich auch ein Theetänzchen, aber das ist schlimm. Da werde ich zwischen jarten Spizen, Blumen, hängenden Schleifen, bösen Uhrketten und gar argen Spangen mit scharfen Spizen herumgeführt; jeden Augenblick denke ich, ich falle, so daß ich angsterfüllt mit beiden Händen in der Luft herumfahre. Das sieht nicht anmuthig aus, es nißt auch nichts, aber ich kann mir nicht helfen. Neulich hielt mich auch so eine Tante, und als ich hilflos suchend um mich griff, meinte sie: „ei, seht nur wie er sich freut!“ Eine andere meinte, ich sei groß; eine dritte sagte: „Ach, ist der klein!“ Nun versuchte ich ihr klar zu machen, daß ich schon sehr viel gewachsen bin und gewiß noch sehr groß werden würde. „Gaga, gaga, gaturrr!“ sagte ich, aber da lachte sie und verstand mich nicht.

Man versteht mich überhaupt viel-sach nicht, erst gestern weine ich, da ich kalte Füße habe und deshalb nicht schlafen kann, sofort wird mir ein kalter Leibumschlag gemacht und heute habe ich meine Flasche getrunken, zehn Strich Milch, das finde ich zu wenig; ich versuche aus meinem Daumen noch etwas herauszusaugen, doch der hält dicht. Mein Bettzettel ist auch noch da, ich wühle meinen Kopf suchend in das Kissen, da gerren mich Annas kräftige Hände aus meinem Wagen, jetzt giebt es mehr zu trinken, denn ich erkrute, statt dessen wird mir ganze fünf Minuten der Rücken geklopft.

Trotz der vielen Unannehmlichkeiten, ist es aber doch ganz gemüthlich und interessant in dieser Welt und ich habe schon viele Bekanntschaften gemacht. Da ist die helle Gardine an meinem Wagenverdeck, mit der rede ich sehr viel, oft kommt dann ein kleines Lüftchen und spielt mit ihr, und dann winkt sie mir zu und wiegt sich ganz leicht hin und her und ich jauge sie ihr zu, auch meine Fingerchen und mein weiches Deckbett kenne ich. Aber am liebsten beschäftige ich mich mit der alten biederer Wanduhr, sie hat ein großes helles Zifferblatt und viele wunderliche Schnörkel, ihre Zeiger sind zierlich und ihr Gang ist ernst. Tid, tad macht sie ständig, und dabei schaut sie mich an und dann geht das goldene Pendel bedächtig hin und her, und ich sehe die Lichter darin spielen und auf und nieder tanzen. Lange Geschichten erzählt sie mir, und ich kann ihr zuhören und sie anschauen, bis ich ganz müde werde — Tid, tad, tad, tad, die ganze Welt verlinkt in tid, tad; mein Mütterchen — meine Flasche — mein Daumen — alles wird zu tid, tad tid — tad — und ich schlafe ein.

Licht und Schall.

Professor (die Lehre vom Schall behandelnd): „Wenn ich eine Kanone aus weiter Ferne auf einen Mann ab-feuere, dann wird der Mann zuerst Feuer sehen; dann wird ihm der Kopf abgerissen werden, und wenn er schon anfängt kalt zu werden, wird er erst den Knall vernehmen. So sehen Sie, meine Herren, wie weit das Licht dem Schall vorausläuft!“

Boshaft.

Tourist: „Der hübschen Gennerin habe ich eben einen Kuß gegeben!“
Reisegefährte: „Man sieht's Dir noch an ... links und rechts!“

Luftschiffe im Kriege.

Ueber die Verwendung der Luft-fahrzeuge als Kriegsmittel herrscht in weitesten Kreisen außerordentlich große Unsicherheit und Unklarheit. Es ist dies nicht weiter verwunderlich, wenn man bedenkt, daß in früheren Zeiten der Ballon als Kriegsmittel starkem Mißtrauen begegnete, das erst in den jüngsten Jahren größerer Sympathie gewichen ist. Die Zahl der Offiziere in Deutschland, die eine umfassende luftschifferische Ausbildung genossen haben und größere Erfahrung besitzen, ist vorläufig noch sehr gering. Meist befinden sich diese Offiziere noch in militärischen Stellungen, so daß es ihnen selten möglich ist, in der Tages- oder Fachpresse aufklärende Aufsätze über Luftschiff-fahrt zu schreiben.

Aus begründeten Gründen besteht ferner bei der Inspektion der Verkehrs-truppen die Vorsicht, daß alle Ver-öffentlichungen der Offiziere zuvor die Genehmigung der vorgesetzten Dienst-stellen erhalten müssen, während im-überigen die Offiziere gemäß der Allerhöchsten Kabinetsorder jederzeit publi-zistisch thätig sein können, wenn sie ih-ren vollen Namen u. ihre Dienstleistung bei den Veröffentlichungen betonen ge-ben. Weicht ein Offizier von diesen Vorschriften ab, so verliert seine Ver-öffentlichung natürlich erheblich an Werth, weil niemand zu beurtheilen vermag, ob der Verfasser thatsächlich über die nöthigen Erfahrungen verfügt. Es wird augenblicklich sehr viel über Luftschiffahrt geschrieben, aber nur Weniges beruht auf eingehender Sach-kennntnis. Deshalb werden viele völ-lig verkehrte Ansichten in weite Kreise getragen.

Der erste Punkt, mit dem man sich beschäftigen muß, ist die Verwendung der Luftfahrzeuge für die Erfindung. Luftschiffe werden nur in den wenig-sten Fällen als Verkehrsmittel benutzt; in der Hauptsache bleibt deshalb der Truppe die Aufklärung vorbehalten. Ueber die Möglichkeit, aus einem Bal-lon oder aus einer Flugmaschine zu be-obachten, sind sehr irreführende Nach-richten verbreitet. Es scheint sehr ein-leuchtend zu sein, wenn behauptet wird, aus einem sehr schnell fliegenden Fahr-zeug könnte man nicht genügend erken-nen, denn das Sehen wäre nicht die Hauptfache, sondern das Erkennen. Dies ist zwar richtig, aber die so ver-breitete Behauptung ist doch falsch.

Die Geschwindigkeiten, die man in einem Luftfahrzeug bisher erreicht hat, betragen bei einer Flugmaschine 85 Meilen-Stunden, bei einem freifliegen-den Ballon schon 125 Meilen-Stun-den. (Verfasser erzählte gelegentlich einer Ballonfahrt von Berlin nach Bres-lau eine Geschwindigkeit von 100 Mei-len-Stunden.) Wenn sich ein Luft-fahrzeug in einer genügenden Höhe über dem Erdboden befindet — es rei-chen 1500—2000 Fuß aus —, so hat man Zeit genug, eingehende Beobach-tungen anzustellen und aufzuzeichnen. Das ist das Ergebnis der Praxis, und es liegen genügend Erfahrungen vor, da Geschwindigkeiten von 50 bis 60 Meilen in der Stunde nicht selten sind.

Ganz unerklärlich ist es, daß eine Nachricht weit Verbreitung gefunden hat, die unbedingt in das Reich der Fa-bel zu verweisen ist: der Beobachter, der während der Kaisermanöver aus dem Militärluftschiff heraus die feindliche Stellung zu erkunden hatte, habe eine Scheinstellung für die Hauptstel-lung angesehen und durch seine Mel-dung den Oberbefehlshaber irregeführt. Diese interessante Nachricht hat natür-lich weitgehende Verbreitung im In- u. Ausland gefunden, thatsächlich aber ist sie nicht zutreffend. Ein Beobach-ter meldet zunächst immer nur das, was er sieht; macht er eine Folgerung, so hat er diese als solche deutlich zu be-zeichnen. Wenn man die Stellung der Luftschiffe im Kaisermanöver ge-nau verfolgt, so wird es klar, daß der Luftschiffer überhaupt die Ansicht, er habe die Hauptstellung gesehen, nicht hat äußern können. Das hätte er nur dann gekonnt, wenn er die ganze feindliche Stellung zu überblicken ver-mocht hätte.

Dem Flugzeug glaubte man den Vorwurf machen zu müssen, daß es zu schnell fahre. Die Erfahrungen, die man im Ballon gewonnen hat, kann man aber ohne weiteres auf die Flugmaschine übertragen, wenn es auch der Beobachter nicht ganz so be-quem hat, wie im Luftschiff. Verfasser hat speziell bei seinen Flügen auf die-sen Punkt seine Aufmerksamkeit ge-richtet. Niemand verwehrt übrigens einem Flugzeugführer, schwieriges, sehr bewachsenes Gelände mehrfach zu un-terstreifen, um möglichst genauen Einblick nehmen zu können. Kreisen ist ferner

schon deswegen sehr zweckmäßig, da-mit man die einzelnen Geländetheile in der verschiedensten Beleuchtung sieht, denn bekanntermaßen ist beispielsweise die Sicht gegen die Sonne weit schlechter als mit der Sonne. Mithin-biegt es, eine Flugmaschine sei einem Infanteriefeuer gegenüber weit macht-loser als das Luftschiff und nament-lich als das Zellenluftschiff. Das ist auch nicht ganz richtig. Wenn ein Zellenballon in Infanteriefeuer geräth, so ist er wohl in den meisten Fällen verloren, da er ein zu großes Ziel bie-tet, und kaum anzunehmen ist, daß nur eine einzelne Zelle getroffen wür-de. Wenn aber mehrere Zellen verlegt werden, so muß er bald infolge des star-ten Gasverlustes sinken.

Zellenluftschiffe sind aber bislang nur die Zeppelin-Luftschiffe, während die Kammereintheilung beim Ballonet-luftschiff hauptsächlich einen anderen Zweck hat als den, durch die Zellein-theilung das Herabschießen schwieriger zu machen. Ein schnell dahinfahren-des Flugzeug, das ein außerordentlich kleines Ziel bietet, mit Infanteriefeuer zu treffen, dürfte erheblich ausichts-loser sein. Hierbei muß erwähnt wer-den, daß kleine Löcher beim Zellenballon nur ein langsames Ausströmen des Gases zur Folge haben, so daß unter Umständen die Aufgabe des Beobach-ters noch erfüllt und durch Funten-spruch das Gesehene weitergegeben sein kann, ehe das Fahrzeug gesunken ist. Unrichtig ist aber die Ansicht, kleine Löcher würden durch den Stoff von selbst geschlossen; gerade das Gegenteil ist der Fall. Die Prallluftschiffe müs-sen im Innern stets einen gewissen Ueberdruck besitzen, so daß hierdurch die Löcher direkt offen gehalten werden und das Gas herausgedrückt wird.

Wie sich der Kampf zwischen Zen-tenballon und Flugmaschine mal ges-talten wird, kann man noch gar nicht sa-gen. Die Fachleute sind jedoch in über-wiegender Mehrzahl der Ansicht, daß das Flugzeug in den meisten Fällen im Vorteil sein wird. Wenn gelegent-lich das Luftschiff mit voller Kraft und voller Benützung günstigen Windes dem Flugzeug zu entfliehen vermag, so wäre ja damit der Zweck des Verfol-gers erfüllt, nämlich, das feindliche Luftschiff am Entzünden zu hindern. Uebrigens ist ein Flugzeug, das als Drachensegler konstruirt ist, wie alle bisher irgendwie erfolgreichen Fahr-zeuge, nicht, wie mehrfach angegeben wird, auf die Mitwirkung von Gegen-wind angewiesen, wenn man unter „Wind“ das bezeichnet, was man im gewöhnlichen Leben darunter versteht. Ein Flugzeug kann mit dem Wind oder gegen den Wind auffahren. Mit dem Winde fliegend hat es natürlich eine größere Geschwindigkeit, als ge-gen den Wind. Wenn das Flugzeug aber mit dem Winde fährt, so muß es natürlich unter allen Umständen eine größere Geschwindigkeit besitzen als der Wind, weil es sich sonst nicht die nöthige Luftverdichtung unter den Tragflächen schaffen könnte, die es ha-ben muß, um in der Luft gehalten zu werden.

Ueber die Beschleunigung von Luftschif-fen hat man bereits größere Erfahrun-gen gewonnen. Auf Schießplätzen ist es wegen des beschränkten Platzes natür-lich fast ausgeschlossen, freifliegende Ballons oder Zellenballons zu mar-tieren. Man hat deshalb derartige Uebungen an die Küste verlegt, wo man einen Freiballon über Wasser ohne wei-teres fliegen und beschleunigen lassen kann. Ebenso hat man einen Zellenballon der-art dadurch markiert, daß man Bal-lons an langen Drahtseilen durch schnell fahrende Schiffe hin und her schleifte. Eingehende Versuche haben beispielsweise in England, Amerika, Frankreich und Italien stattgefunden. Das Resultat ist, wie es nicht anders erwartet werden konnte, ausgedehnt gewesen, wenn man Ballonabwehrges-chütze oder andere Kanonen, die schnell bedient werden konnten, zur Beschlei-nigung verwendet hat. Wenn flie-gende Ballons oder Luftschiffe sich nur eine Viertelstunde im Schußbereich be-finden, dann sind sie rettungslos ver-loren. Einige Uebung wird natürlich zur Beschleunigung dieser Luftfahrzeuge ebenso nöthig sein, wie zur Beschleunigung von Fesselballonen. Die Engländer haben bei ihren Versuchen zur Beschlei-nigung von Flugmaschinen Fesselballon-vennen verwendet, denen sie die ungefähre Form einer Flugmaschine gaben.

Diese Fesselballonen wurden durch Torpedoboote hin und her geschleppt und alsdann mit Ballonabwehrges-chützen beschossen. Das Ergebnis ist gleich Null gewesen, und es gelang ih-nen in den seltensten Fällen, Treffer gegen die Flugzeuge zu erzielen. Hier-nach erscheint es sicher, daß im Kriege die Flugmaschinen ungehindert ihre

Aufgaben zu erfüllen vermögen. Wann wird man überhaupt erkennen können, ob man eigene Fahrzeuge oder feindliche vor sich hat? Darf man sinn-los auf jedes herbeifliegende Flugzeug zu schießen beginnen?

Aber auch das Luftschiff wird viel sicherer sein, als man allgemein an-nimmt. Wenn sich der Ballon über den feindlichen Reihern erst befindet, also bei Nacht ausgefahren ist, dann wird es aus naheliegenden Gründen fast unmöglich sein, es zu beschließen. Ferner kommt es namentlich in unseren Breiten häufig vor, daß Wolken in den für das Luftschiff erreichbaren Höhen liegen, so daß der Zellenballon nur in die Wolken einzutauchen braucht, um dann später an einer anderen Stelle über-ra-schend wieder hervorzukommen. Es wird dann außerordentlich schwierig sein, ihm mit Feuer beizukommen. Die Verwendung von Luftfahrzeugen aller Art dürfte in einem der nächsten Kriege wohl ergiebig sein, und es ist äußerst wichtig, daß sich die Heere schon im Frieden möglichst eingehend mit diesem Kriegsmittel beschäftigen.

Hauptmann a. D. Hilbebrandt.

Kochkunst früherer Zeit.

Wir können uns angefangs der Quali-tät und Mannigfaltigkeit unserer Gerichte gar keinen richtigen Begriff davon machen, wie eintönig die Ernäh-rung des Menschen in grauer Urzeit war. Plinius und Strabo erzählen, daß unsere germanischen Vorfahren sich hauptsächlich von Holzäpfeln genährt haben; andere Völker vertilgten Wur-zeln und Gräser. Endlich aber begann-nen die Menschen die Thiere ihrer Herden zu verzehren. Als Homer zu singen begann, aßen die Hellen schon Rinder- und Lammbraten.

Die Griechen huldigten wohl im all-gemeinen einer einfachen Lebensweise, insbesondere die Spartaner fanden lange an ihrer schwarzen Suppe Ge-nüge. Doch die großartige Leppigkeit der asiatischen Länder hielt auch in Griechenland ihren siegreichen Einzug und nach den Perserkriegen breitete sich verächtlicherer Kurus aus; die Tafel-festen wurden reicher und man-nigfacher, hauptsächlich in Athen herrschte bald Wohlleben, und die vor-nehmen Athener wurden Feinschme-cker. Außer dem Fleische von Kindern, Schafen, Schweinen und Ziegen aßen die Griechen Wild, Fische und Geflü-gel. Von letzterem waren besonders Hühner beliebt, deren Zucht uralte ist. Täglich wurden neue Gerichte in Athen erfunden. Auch süßes Backwerk genossen die griechischen Feinschme-cker, zu dessen Herstellung der köstliche Honig des blüthenreichen Hymettus ver-wendet wurde.

Kein Volk hat es aber auch so gut wie die Griechen verstanden, den Ma-terialismus zu durchdringen, die Tischunterhaltung wahrhaft künstle-riech zu pflegen und auszubilden. An-muth, altförmige Würde und Geistes-reichthum, die prächtig decorirten Speisefäle mußten von Wohlgerü-chen duften, die Tische prangten im Schmucke goldener und silberner Ge-fäße, die Gäste wurden mit kostbaren Salben gesalbt, mit Blumen betränkt. Außer den geistvollen Tischgesprächen dienten Musik, Gesang, Tanz und Pantomime zur Unterhaltung der Gäste. Bei diesen Symposien wirkte die feinste Luft auf alle Sinne.

Die Römer verdankten alle Kultur den Griechen, auch die Kenntniß der trefflich munden Gerichte. Selbst die ersten Anfänge kultivierter Nah-rung, z. B. das Brot, erhielten sie von dort. Bald aber erhielt in Rom die Feinschmiederei Sitz und Stimme, die Kochkunst nahm einen großen Auf-schwung und der Honig zu Tafelge-richtern sich so ein, daß Geleze zur Be-schränkung der Schmauserei nöthig wurden, die aber wenig Beachtung fanden. Die Verschwendung eines Lu-cullus ist sprichwörtlich geworden, die subaristische Leppigkeit seiner Gast-mähler, die Taufende kosteten. Auch den Rischbaum brachte er aus Asien nach Rom und ließ ihn dort anpflan-zen. Zu einem feinen Gastmahl ge-hörten damals Pfauen aus Samos, von denen besonders Zunge und Hirt als Lederbissen galten; Hühner aus Phrygien, Kraniche aus Melos, Zid-lein aus Aetolien, Austern und Spar-gel von Tarent, Muscheln von Chios, Schildkröten aus Trapezunt, Datteln aus Aegypten, Feigen aus Karthago; einheimische Produkte hatten keinen großen Werth. Besonders geschätzt wa-ren Muscheln, Vögel und Fische. Un-ter den letzteren waren Steinbutten und Muränen in erster Reihe beliebt. Schöne Steinbutten wurden mit schwerem Gelde bezahlt, so daß sich schon der strenge Cato veranlaßt sah zu sagen: „Wehe der Stadt, wo ein

Fisch mehr werth ist als ein Kind.“ Muränen wurden von den luxuriösen Römern in eigenen Teichen gehalten und bisweilen mit Sklavenfleisch ge-füttert. Auch die rothe Meerbarbe wur-de um fabelhafte Preise gekauft, man ergötzte sich besonders an dem Schau-spiel des Farbenwechsels, das der ster-bende Fisch zeigt. Aus Matrelen wur-de eine treffliche Fischsuppe bereitet, die man Garum nannte.

Die üppigen Gastmähler nahmen während der Kaiserzeit immer mehr zu. Schon unter Augustus und Tibe-rius gab es förmliche Schulen und Lehrer der Kochkunst, an deren Spitze Apicius stand, der Verfasser eines Wertes, das allen späteren Koch-büchern zum Muster gebiet hat.

Aber die römische Küche gerieth end-lich, hauptsächlich durch das Uebermaß der verschiedensten Würzen, in Ver-fall, mit dem Reiche ging auch die Kochkunst unter. Noch heute aber im-porieren uns die Vorkehrungen, die die Römer getroffen hatten, um Küche und Keller mit allen Lederbissen der Erde zu versorgen. Die Küche erst er-stand die Kochkunst zu gleicher Blüthe wieder in Frankreich, wo sie ihren Weg durch die Welt antrat. Schon am Hofe der Valois wurde trefflich ge-kocht. In Frankreich haben viele be-deutende Männer die Kochkunst als Kenner und Theoretiker gefördert. Einer der berühmtesten französischen Gourmets war Grimod de la Re-nière, der sein gastronomisches Wissen in den acht Jahrgängen seines Wertes Almanach der Feinschmeder der Nach-welt überliefert hat. Auch der Mar-quis von Coffin zeichnete sich durch tu-inarische Kenntnisse aus und sein gan-zes großes Vermögen schmolz in der Küche seines Hauses. Besonders be-rühmt auf dem Gebiete der Gastrono-mie ist sein Freund Brillat-Savarin, der die Physiologie des Geschmacks verfaßte.

Die feine Küche der Deutschen hat sich die Franzosen zum Muster genom-men. Ehemal wurde im Deutschen Reiche einfach gekocht. Wenn es bei Jagden, Hochzeiten und anderen Fest-lichkeiten Gäste im Schlosse gab, wur-de wohl eine ungläubliche Menge sü-ßes Gebäck und Fleisch vorbereitet, Geflügel geschlachtet und mit dem er-legten Wild auch vertilgt, mancher Braten wurde aufgetragen, der nicht mehr auf unseren Tisch kommt, z. B. Elchwild, Fischreiber, Kranich und Schwan. Für gewöhnlich aber wurde nur einmal wöchentlich im Hause nicht nur geschlachtet, sondern auch gekocht. Man räucherete das Fleisch und salzte es ein, um es frisch zu erhalten. Die oft so poetisch geschilderten Herde be-fanden sich in einem äußerst rohen Zu-stand, man kochte und briet, das letz-tere am Spieß, alles am offenen Feuer. Besondere Küchen gab es anfangs nicht, die Halle im Erdgeschoß war in den ersten Zeiten des Ritterthums Wohn- und Speisefaal und Küche zugleich. Als die städtische Kultur durch den Handel und Wandel auf-blühte, hielt sie auch in die wappenge-schmückten Wägen der Ritter Einzug, und es begann überall ein behagliches Leben, auch auf die Herstellung der Speisen wurde mehr Sorgfalt und Zeit verwendet.

Zur Zeit des Sonnenkönigs fand die französische Küche zuerst an den deutschen Höfen, die mit Vorliebe alle französischen Sitten und Bräuche nach-ahmten, Aufnahme. Auf den Burgen des begüterten Adels wurde bald nach dem Muster der Hofküchen gekocht, und vom hohen Schloß herab wanderte die Kochkunst auch in das Heim des rei-chen Bürgers, aus dem in früherer Zeit mancherlei Dinge, die zu des Lebens Bequemlichkeit dienen, in die Ritter-burgen gekommen waren.

Heutzutage wird der Kochkunst auch vom Standpunkt der Snaiene und Diätetik weit größere Sorgfalt gewid-met, als dies in früheren Zeiten der Fall war, und dank den vielen prak-tischen Errungenschaften der Chemie darf die Kochkunst „nicht nur Kunst nennen, sondern sie kann den Anspruch erheben, als Wissenschaft zu gelten.“

Maria Salzmann.

„Ist es wahr, daß Professor Duding zehn Sprachen spricht?“
„Ja!“ Aber was nützt ihm das? Seine Frau läßt ihn ja nicht zum Wort kommen!“

Ein tüchtiger Mann.

Händler, auf der Landstraße einem Herrn begebend: „Nu, wollen Sie denn abtaufen Taschmesser, Portemonnaie, Knöpfe —“
Herr: „Dante, ich brauche nichts. Sagen Sie mal, die Gegend soll hier ziemlich unsicher sein?“

Händler: „Vielleicht 'ne Sicher-heitsnadel gefällig?“